Architektur als Stadtgespräch

Die Überbauung Burgernziel in Bern gibt zu reden. «Wozu Wettbewerbe, wenn anders gebaut wird als prämiert?», wird gefragt. Verschiedene Umstände haben zu einer insgesamt bemerkenswerten Realisierung, aber zu einer missglückten Strassenfassade geführt. Ein Kommentar.

Text: Bernhard Furrer

Eine Anforderung für hohe Baukultur ist eine breite öffentliche Debatte über die Qualität eines Orts. Sie findet nur selten statt. In Bern allerdings ist die Überbauung Burgernziel Gegenstand einer lebhaften öffentlichen Diskussion geworden. Diese hat zwar keinen Einfluss mehr auf die missglückte Fassade zur historischen Ausfallachse, kann aber zum Lehrstück für die Entwicklung künftiger Projekte werden.

Grossstruktur im Berner Villenquartier: **Die Überbauung Burgernziel auf dem Gelände eines ehemaligen Tramdepots im Berner Kirchenfeld** steht vor allem wegen ihrer schnörkellosen Strassenfassade in der Kritik.

Eine lange Entstehungsgeschichte

Es geht um eine für Bern grosse Wohn- und Geschäftsüberbauung, die kürzlich auf dem Areal eines ehemaligen Tramdepots im Quartier Kirchenfeld fertiggestellt wurde. Mit klaren Vorstellungen zu einer vielfältigen Nutzung schrieb die Einwohnergemeinde Bern als Landeigentümerin 2012 einen offenen Projektwettbewerb aus,[1] den ds.architekten aus Basel mit einem städtebaulich überzeugenden Vorschlag gewannen: Der ununterbrochene drei- und viergeschossige Baukörper wirkt als Schutz zur lärmigen Thunstrasse. Wohn- und Arbeitsräume sind vor allem auf die gegenüberliegende Seite, zum bestehenden Wohnquartier ausgerichtet. Obwohl die Abgabe des Terrains im Baurecht stets vorgesehen war, liess die Stadt das Projekt in eigener Regie mehrfach überarbeiten. Erst danach wurde die Übernahme des Baurechts für das Areal mitsamt dem Projekt öffentlich ausgeschrieben. Eine Bietergemeinschaft aus der Gebäudeversicherung des Kantons Bern GVB und der Wohnbaugenossenschaft acht (wbg8) erhielt 2016 den Zuschlag. Nach der langwierigen Löschung von alten Dienstbarkeiten wurde das Baugesuch 2018 eingereicht und im folgenden Jahr bewilligt. Von Mitte 2020 bis Ende 2022 erstellte die Firma Losinger Marazzi das Gebäude als Totalunternehmerin.

Der Wechsel der Verantwortung für das Bauprojekt von der Stadt als Grundeigentümerin zu GVB und wbg8 als Bauträgerinnen mag einer der Gründe für die teilweise problematische Realisierung sein. Die neuen Bauherrschaften waren in der Wettbewerbsphase nicht dabei und mussten ein fertiges Projekt übernehmen. Das färbt auf das Engagement ab; offenbar haben die beiden Bauherrschaften ihre eigene Verantwortung für die baukulturelle Qualität nicht wahrgenommen und sich kaum um die Erscheinung ihres Baus im Stadtganzen gekümmert. Das blieb der Totalunternehmerin vorbehalten, der die Architekten unterstellt waren.

Nach dem Wettbewerb ist vor der Projektierung

Der Wettbewerb hatte ein gutes Gesamtkonzept ergeben. Die Grundanlage des Siegerprojekts – eine durchgehende Lärmschutzzeile zur Strasse und ein kammförmiger Übergang zum bestehenden Quartier – überzeugt nach wie vor. Die mehrfach überarbeiteten, grosszügigen Wohnungsgrundrisse profitieren von der zweiseitigen Belichtung und den Wohnhöfen. Die urbane Mischung von Wohnungen, Arbeitsplätzen, Grossverteiler, Gastronomie, Läden sowie Kita und Basisstufe ist für den Ort adäquat.

Der breite Wohnungsmix sorgt für eine vielfältige Bewohnerschaft. Im Bereich der beiden Genossenschaftsflügel stehen gemeinsam nutzbare Räume zur Verfügung. All diese Qualitäten sollten in der Debatte nicht untergehen. Sie sind das Ergebnis des Wettbewerbs, aber auch der nachfolgenden guten Arbeit aller Beteiligten – auch der Architekten.

Allerdings verpassten diese die Aufgabe, im äusseren Ausdruck des Gebäudes das einzulösen, was sie sich selbst als Ziel gesetzt hatten: die enge Orientierung an den bestehenden Fassaden im Quartier aus der Zeit um 1900. Die Gebäude auf der gegenüberliegenden Strassenseite zeigen diese Prinzipien klar auf. Sie arbeiten mit straffen Hierarchien, vermeiden banale Wiederholungen, gliedern die Fronten mit Vor- und Rücksprüngen. Das ergibt zusammen ein lebendiges Spiel von Licht und Schatten, erlaubt dem Auge, sich zu orientieren. Im Jurybericht wurde denn auch kritisiert, dass die vorgeschlagene Fassade monoton wirke und die Schlitze der Hauseingänge zu wenig wirksam seien. Auf diese explizite Kritik reagierten die Architekten indes nicht.

So kann die zur Thunstrasse gerichtete Fassade des Neubaus ihre Aufgabe als adäquate Begrenzung eines wichtigen öffentlichen Raums nicht erfüllen. Das ist nicht bloss eine Geschmackssache. Die drei zögerlichen Einschnitte bei den Treppenhäusern der Wohnteile genügen nicht, um die 200 m lange Fassade zu gliedern. Die im Wohn- und Gewerbeteil je durchgehend identischen Fensteröffnungen wirken monoton, die Schaufenster im Erdgeschoss geben keine Auskunft über die Nutzung und sind zur Hälfte blickdicht verklebt, der Fassade fehlt Tiefe, die unterschiedlichen Rippungen der Keramikelemente werden zum bloss aus der Nähe wahrnehmbaren Dekor. Nicht durch seine Grösse, wohl aber durch seine ungegliederte Eintönigkeit wird der Bau zum Moloch, der das Quartier als Ganzes beeinträchtigt. Auch die in einigen Jahren zu pflanzende Baumreihe wird bloss «Architekten-Trost» sein, die Starrheit der Fassade nicht mildern.

Es ist erfreulich, dass die Öffentlichkeit eine solche architektonische Fehlleistung nicht einfach hinnimmt. Strassenräume und die sie begleitenden Bauten sind ein wichtiger Teil des Lebensraums aller Menschen. Es darf nicht gleichgültig sein, wie er aussieht. In privaten Gesprächen, im politischen Diskurs und in mehreren Artikeln in Tageszeitungen wurde über das «fleischkäsfarbene Monstrum» diskutiert.[2]

Schnitt und Ansicht der geplanten Fassade im Wettbewerb. Die Jury kritisierte schon hier eine gewisse Monotonie. Die letztlich umgesetzte Fassade aus Keramikplatten ist aber noch um einiges schlichter.

Die Typologie mit einer geschlossenen Fassade zur vielbefahrenen Thunstrasse sowie kammartigen Flügeln auf der Gartenseite funktioniert hingegen. Im Bild das **Modell aus dem Wettbewerb.**

Tribut ans Klima

Im Wettbewerb waren Projekte verlangt, die die Anforderungen von Minergie-P-Eco erfüllen. In der ersten Phase der Weiterbearbeitung forderte die Stadt zudem, dass der Standard eines 2000-Watt-Areals einzuhalten sei. Mehrere Änderungen ermöglichten es, dieses Ziel zu erreichen. Dennoch verlangten die Auftraggeber während der Bauphase von den Architekten, dass die im Wettbewerb vorgeschlagene und bis dahin beibehaltene Fassade, die von einer Bänderung mit Betonbrüstungsstreifen und dazwischenliegendem, in der Ebene zurückgesetztem Klinker-Sichtmauerwerk gekennzeichnet war, durch eine vorgehängte Konstruktion zu ersetzen sei. Die Architekten mussten diese Vorgabe umsetzen und taten dies mit der realisierten Fassade aus Keramikplatten. Sie scheinen zu dieser Projektänderung zu stehen. Auch die Jurydelegation nahm die Änderung widerspruchslos hin, «überrumpelt, leichtgläubig und zu wenig aufmerksam», wie ein Mitglied heute sagt.[3] Das Mock-Up der Fassade sah die Delegation nicht. Das alles klingt nicht sehr professionell.

Fotos: Bernhard Furrer; ds.architekten; Plan: ds.architekten (aus dem Jurybericht)

Folgerungen für künftige Wettbewerbe

Der Wettbewerb hat in vielen Teilen zu einem guten Resultat geführt. Es ist ein robustes Grundkonzept prämiert worden und entstanden ist ein Baukomplex, der in seiner Gesamtvolumetrie verträglich ist, die städtische Lärmproblematik ernst nimmt, eine Durchmischung von Nutzungen und sozialen Schichten gewährleistet, mit lebenswerten Innenhöfen einen guten Übergang zum bestehenden Quartier schafft und höchste Klimaziele erreicht.

Der insgesamt gute Eindruck wird durch die missglückte Strassenfassade getrübt, die auf eine Kette von Entscheiden zurückzuführen ist. Dazu gehören der Wechsel der Bauträgerschaft, die lange Zeitspanne zwischen Wettbewerb und Realisierung, das Nichteingehen auf die Kritik der Wettbewerbsjury, die ungenügende Begleitung durch den Ausschuss der Jury und die Unterstellung der Architekten unter die Totalunternehmerin. Während Jahrzehnten wird die monotone Erscheinung des mächtigen Blocks das Quartier prägen. •

Bernhard Furrer, Architekt und Denkmalpfleger, Bern

Anmerkungen

1 Vgl. competitions.espazium.ch, Direktlink: bit.ly/baern-ost

2 z.B. Naomi Jones, Bernhard Ott, «‹Fleischkäsfarbenes Monstrum› statt Vorzeigebau», in: Berner Zeitung, 8.2.2023. bit.ly/bz-burgernziel, Zugriff am 15.4.2023.

3 Walter Ramseier, Architekt SIA/BSA, Zürich, Fachpreisrichter im Wettbewerb, im Gespräch mit dem Autor.

«Der digitale Nachweis bringt Transparenz»

Urstamm ermöglicht den digitalen Herkunftsnachweis von Schweizer Holz vom Baumstamm im Wald über das Sägewerk, den Elementbauer bis hin zum Holzwerkstoff. Im Gespräch mit TEC21 erklärt Co-Gründer Pascal Inauen, wie der Nachweis funktioniert.

Interview: Danielle Fischer

TEC21: Welche Idee liegt dem Angebot eines Herkunftsnachweises von Holz zugrunde?

Pascal Inauen: Immer mehr Konsumentinnen und Konsumenten möchten wissen, woher ihre gekauften Produkte stammen und wie sie verarbeitet wurden. Das gilt nicht nur für Kaffee oder Kleidung, sondern auch für das Holz eines Gebäudes. Zudem rücken neben der Energieeffizienz auch Aspekte zur Verwendung von nachhaltigen Baumaterialien, zur Messung der grauen Energie im Bauprozess oder zu «Re-Use» im Zuge der Kreislaufwirtschaft in den Fokus. Der Holzbau spielt dabei eine Schlüsselrolle, deshalb hat Urstamm ein Instrument zur Datenerfassung lanciert.

Welche Vorteile bringt das?

Der digitale Herkunftsnachweis von Datumsholz ermöglicht die Transparenz vom Wald – die Bauherrschaft kann den genauen Standort ihres Baums auf einer Karte einsehen – bis zum fertigen Holzbau. Mithilfe einer App wird das Holz unmittelbar nach dem Schlag mit GPS-Koordinaten, Zeit, Datum und Foto erfasst und nummeriert. Es kann in den nachfolgenden Verarbeitungsschritten vom Säge- und Hobelwerk über den Holzbauer etc. weiterverfolgt werden. So lässt sich eine transparente Liefer- und Produktionskette abbilden.

Was ist der Unterschied zum Label «Schweizer Holz»?

Dieses garantiert, dass es sich um hiesiges Holz handelt. Der Verbraucher weiss jedoch nicht, wo genau es herkommt und wie es verarbeitet wurde. Wir zeigen dagegen Herkunft und Verarbeitung auf. Das ist ein Mehrwert für die Besitzer, denn um den langfristigen Wiederverkaufswert eines Gebäudes zu sichern, sind neben der Architektur, dem Ausbaustandard oder der Energieeffizienz immer mehr Differenzierungsmerkmale erforderlich.

Pascal Inauen, Geschäftsführer der Urstamm AG. Der studierte HSG-Betriebswirt aus Appenzell gründete die Firma im August 2021 mit weiteren Vertretern aus der Holzbranche.

Inwiefern profitieren Unternehmer oder Handwerker vom Datumsholz?

Auch für sie ist die Transparenz wichtig, die durch die Digitalisierung des gesamten Produktionsprozesses entsteht. Damit verbunden sind regionale Netzwerke und Wertschöpfungen. Für die Unternehmen ergeben sich